

Urbanistische Innovation oder Stadtzerstörung? Berliner Großsiedlungen im West-Ost-Vergleich

Jascha Philipp Braun
**Großsiedlungsbau im geteilten
 Berlin. Das Märkische Viertel
 und Marzahn als Beispiele des
 spätmodernen Städtebaus.** Berlin,
 Gebr. Mann Verlag 2019. 456 S.,
 Ill., Diagramme, Karten, Pläne.
 ISBN 978-3-7861-2803-8. € 69,00

Wohnungen massenhaft industriell herzustellen, bis man damit ganze Städte errichten kann, ist eines der großen Themen, wenn nicht das große Thema der Architektur der Moderne. Alle Schichten der Bevölkerung mit Wohnraum zu versorgen, war eine politische Mammutaufgabe, die schon in der Zwischenkriegszeit im großen Stil angegangen und in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg in noch deutlich größerem Maßstab weitergeführt wurde. Im Ergebnis zählt man heute in Deutschland fast 250 Großsiedlungen (wenn man unter diesem Begriff Ensembles mit über 1.000 Wohneinheiten versteht) mit insgesamt über 1,5 Millionen Wohnungen (vgl. Sabine Kraft u. a. [Hg.], *Planung und Realität – Strategien im Umgang mit den Großsiedlungen* [=ARCH+, H. 203], Aachen 2011). Diese konzentrieren sich in den alten Bundesländern eher auf die Ballungsgebiete, während sie in den neuen Ländern über die ganze Fläche verteilt und tendenziell auch für größere Einwohnerzahlen ausgelegt sind.

Offensichtlich setzte man in den 1960er und 1970er Jahren in zwei so unterschiedlichen politischen Systemen wie der DDR und der BRD zur Lösung der Wohnungsfrage auf die gleiche städtebauliche Strategie: den Großsiedlungsbau. Dieser Umstand ist bemerkenswert, er wurde in der jün-

geren Zeit häufig erwähnt, aber bislang noch nicht im Detail untersucht (beispielgebend für diese die politischen Grenzen überschreitende Perspektive waren in Bezug auf Berlin der Architekturführer *Baukunst der Nachkriegsmode*, hg. v. Adrian von Buttlar/Gabi Dolff-Bonekämper/Kerstin Wittmann-Englert, Berlin 2013 und die Ausstellung *Radikal Modern. Planen und Bauen im Berlin der 1960er Jahre*. Kat. hg. v. Thomas Köhler, Tübingen 2015). Üblicherweise widmen sich Studien entweder dem Wohnungsbau dies- oder jenseits des Eisernen Vorhangs und betten ihn in den jeweiligen politischen Kontext ein (vgl. etwa Christine Hanemann, *Die Platte. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR*, Berlin 1996; Felix Richter, *Das Neue Hoyerswerda. Ideenhaushalt, Aufbau und Diskurs der zweiten sozialistischen Stadt der DDR*, Berlin 2020; Andres Lepik/Hilde Strobl [Hg.], *Die Neue Heimat (1950–1982). Eine sozialdemokratische Utopie und ihre Bauten*, München 2019; Ullrich Schwarz [Hg.], *Neue Heimat. Das Gesicht der Bundesrepublik. Bauten und Projekte 1947–1985*, Hamburg 2019).

SCHLECHTES IMAGE

Die Arbeit von Jascha Philipp Braun füllt nun diese Forschungslücke. Sie setzt bei der bereits genannten Beobachtung an, dass sich die architektonisch-städtebaulichen Resultate in Ost und West bei allen proklamierten Unterschieden in der Programmatik im Ergebnis doch erstaunlich ähnlich sehen. Als Untersuchungsobjekte wählt Braun zwei Großsiedlungen in Berlin, das Märkische Viertel in West- und Marzahn in Ost-Berlin. Damit konzentriert er sich auf die jeweils prominentesten Beispiele. Beide Ensembles sind nicht nur städtebaulich besonders ambitioniert, sondern zählen auch zu den größten verwirklichten Bauvorhaben ihrer Art in der DDR beziehungsweise der BRD (das Märkische Viertel wird an Größe nur von München-Neuperlach übertroffen).

Abb. 1 Blick auf den sogenannten Langen Jammer am Wilhelmsruher Damm im Märkischen Viertel (Braun 2019, Abb. 49, S. 97)



Die vorliegende Arbeit ist als Dissertation am Institut für Kunstgeschichte und historische Urbanistik der TU Berlin entstanden. Der Architektur- und Stadtbauhistoriker Jascha

Philipp Braun hat sich bereits in seiner Masterarbeit mit dem Städtebau in der DDR befasst, wobei das von ihm untersuchte Stalin-Stadt (heute Eisenhüttenstadt) ein besonders frühes Beispiel ist, das noch ganz anderen städtebaulichen Leitbildern folgt als die über 20 Jahre später geplante Großsiedlung Marzahn. Außerdem erstellte Braun 2012 für das Berliner Denkmalamt eine vergleichende Studie zum Denkmalwert von zehn Berliner Großsiedlungen. Im Ergebnis wurden lediglich zwei der Ensembles als denkmalwert eingestuft und in der Folge auch unter Schutz gestellt, nämlich ein Teil der Gropiusstadt (Berlin West) und die Ernst-Thälmann-Siedlung (Berlin Ost), da alle anderen Anlagen bereits stark verändert worden waren. Die beiden im Fokus der vorliegenden Untersuchung stehenden Ensembles wurden nicht als Denkmale bewertet (vgl. Katja Hasche, *Substanz, Struktur oder Bild? Denkmalpflegerische Erfassung von Siedlungen und Wohnanlagen der 1950er bis 1980er Jahre in Westeuropa*. Diss. Bauhaus-Universität Weimar 2019, 82).

In der Einleitung der hier zur Diskussion stehenden Arbeit bemerkt Braun völlig richtig, dass der Großsiedlungsbau in der Fachwelt und erst recht in der allgemeinen Öffentlichkeit unter einem ausgeprägt schlechten Image leide. Dieses negative Image haftet dem städtebaulichen Konzept bereits seit den 1970er Jahren an, ein Umstand, der übrigens für Großbauten ganz allgemein festgehalten werden kann (vgl. Sonja Hnilica, *Der*

Glaube an das Große in der Architektur der Moderne. Großstrukturen der 1960er und 1970er Jahre, Zürich 2018). Dieses pauschale Urteil gelte es insofern zu hinterfragen, als sich zwar viele Großsiedlungen in den Jahrzehnten nach ihrer Errichtung zu sozialen Brennpunkten entwickelten, in vielen anderen Siedlungen jedoch auch eine sehr hohe Wohnzufriedenheit nachgewiesen worden ist: eine Tatsache, die selbst von Fachleuten gern übersehen wird und die nachweislich auf die beiden hier zur Diskussion stehenden Siedlungen zutrifft.

VERGLEICHENDE ANALYSE

Braun plädiert daher für eine unvoreingenommene Neubewertung. Um zu einem sachlich begründeten architekturhistorischen Urteil zu gelangen, erläutert er sein Forschungsziel: Er wolle „die ursprünglichen Zielsetzungen und Ideen der Planungsverantwortlichen, die zum Bau der Großsiedlungen führten, [...] identifizieren und innerhalb des bauhistorischen Kontextes [...] interpretieren.“ (22) Der Fokus dieser Untersuchung liegt also ausdrücklich nicht auf der Rezeption oder der Nutzungsgeschichte und auch weniger auf der Architektur der Einzelbauten, sondern auf den städtebaulichen Konzepten sowie deren Umsetzung und Einordnung. Für diese städtebauhistorische Einordnung formuliert Braun die Ausgangsthese, dass die Idee der Großsiedlung in ihren Ansätzen auf Debatten des 19. Jahrhunderts zurück-



Abb. 2 Blick über den nördlichen Teil des Wohngebiets 1 in Marzahn mit seinen großformatigen Plattenbauten (Braun 2019, Abb. 50, S. 97)

geht, als sich im Zuge der dynamischen Verstärkungsprozesse auch der Städtebau als Disziplin formierte. Dementsprechend referiert er im Kapitel „Voraussetzungen des Großsiedlungsbaus“ zunächst die Geschichte der Industrialisierung des Wohnungsbau und daran anschließende städtebauliche Diskurse um den Wohnungsbau von der Gartenstadtidee über den Siedlungsbau der 1920er Jahre bis hin zum Konzept der Megastruktur.

Das daran anschließende Hauptkapitel der Arbeit ist einer umfassenden Darstellung der beiden Großsiedlungen gewidmet, die in direkter Gegenüberstellung erfolgt. Immer zunächst für das Märkische Viertel, dann für Marzahn werden Entstehungsumstände und Akteure benannt, die Debatten der Planenden nachgezeichnet und die Entwürfe im Detail beschrieben. Brauns Darlegungen beruhen auf einer umfassenden Auswertung archivalischer Quellen, grauer Literatur etc., die in dieser Tiefe so bislang nicht unternommen worden ist. Dabei geht er vom großen Maßstab ins Kleine, also von der Beziehung der Großsiedlung zur Gesamtstadt über die interne Organisation und die Bebauungsstrukturen bis zur Architektur der Einzelbauten. Ein spezielles Augenmerk legt Braun auf Wohnungsgrundrisse und die Gestaltung des öffentlichen Raums.

Aus diesem besonders lesenswerten Teil seien an dieser Stelle nur einige Eckdaten referiert: Das zwischen 1962 und 1975 geplante und errichtete Märkische Viertel (Abb. 1) im Nordwesten West-Berlins wurde als Prestigeprojekt des Senats initiiert. Auf 390 Hektar ehemals landwirtschaftlich genutzten und von Laubenkolonien besiedelten

Landes wurden knapp 17.000 Wohneinheiten geschaffen, die Wohnraum für 45.000 Menschen boten. Senatsbaudirektor Werner Düttmann entwickelte mit den freien Architekten Hans Müller und Georg Heinrichs einen markanten Bebauungsplan mit drei höhengestaffelten, gebogenen, gebirgsartig ausgreifenden „Armen“, die weite Grünräume einfassten. Das Bauvorhaben wurde in Kooperation mit drei großen Wohnungsbaugenossenschaften umgesetzt, wobei die Ursprungsidee im Wesentlichen erhalten blieb. Die einzelnen Bauteile wurden von 35 zumeist noch recht jungen und aufstrebenden Architekten aus dem In- und Ausland entworfen, darunter Ludwig Leo, Oswald M. Ungers, Chen Kuen Lee, Shadrach Woods, Ernst Gisel und René Gagès.

Berlin-Marzahn (Abb. 2) entstand rund 15 Jahre später und ist noch deutlich größer. Binnen knapp zehn Jahren, ab 1976, wurden bis zur Wende 1989 auf einer Fläche von 560 Hektar fast 60.000 Wohnungen in fünf sogenannten Wohnkomplexen errichtet. Braun konzentriert sich in seiner Untersuchung auf die ersten drei Wohnkomplexe, da diese den Kern der ersten Planungsphase bildeten. Es entstand ein charakteristisches städtebauliches Ensemble aus Zeilenbauten mit fünf bis elf Geschossen, die im Grundriss teilweise abgewinkelt wurden, um großformatige hofartige Ensembles zu bilden. Durch einzelne freistehende Hochhäuser wurden städtebauliche Akzente gesetzt. Planungsabläufe und Entscheidungsstrukturen unterschieden sich stark von dem vorgenannten Beispiel, da in der DDR den Vorgaben aus Moskau folgend Entwurfs- und Herstellungsprozesse im Bauwesen weitestgehend neu organisiert und zentralisiert worden waren. Der Bau der Großsiedlung Marzahn wurde von höchster Stelle,

Abb. 3 Blick in das Passagen- und Gassensystem, das dem Märkischen Zentrum nach der Fertigstellung den Beinamen Basar einbrachte (Braun 2019, Abb. 141, S. 306)



dem Politbüro des Zentralkomitees der SED, beschlossen. Maßgeblich entworfen wurde das Gesamtprojekt von Roland Korn, dem Chefarchitekten von Berlin, und Peter Schweizer,

Mitarbeiter im Büro für Städtebau des Berliner Magistrats sowie dem Chefarchitekten der Aufbauleitung von Marzahn, Heinz Graffunder. Statt von freien Architekten wurden die Entwürfe der Einzelbauten von Planungskollektiven erarbeitet. Die Wohnbebauung in Marzahn bestand dabei zum größten Teil aus standardisierten Großtafelbauten des Wohnungbausystems WBS 70. Die Typisierung von Grundrissen und Fassaden mittels Großtafelbauweise („Plattenbau“) war in den 1970er Jahren bereits weit vorangeschritten, das WBS 70 bildete gewissermaßen den Höhepunkt der Standardisierung des Wohnungsbaus in der DDR.

In der vergleichenden Analyse wird deutlich, dass trotz der vorgenannten unterschiedlichen Entstehungsumstände die Ähnlichkeiten überwiegen. Beide Großsiedlungen wurden als autarke Stadtquartiere konzipiert, bestehend aus einer großen Zahl von Wohnungen mit Wohnfolgeeinrichtungen (Schulen, Kindergärten, Begegnungstätten, Einkaufsmöglichkeiten und Sportanlagen), aber ohne eine nennenswerte Zahl von Arbeitsplätzen. Beide Ensembles folgten somit dem modernen Planungsideal der funktionsgetrennten Stadt. In beiden Fällen wurden die Verkehrsarten konsequent getrennt und die Baufluchten vom Straßenverlauf weitgehend entkoppelt. Von tradierten städtischen Baustrukturen wandte man

sich völlig ab. Die Bebauung wurde stattdessen stark verdichtet und in fließende Grünräume eingebettet, wobei in beiden Fällen trotz der Weitläufigkeit bemerkenswert geschlossene Ensembles entstanden sind. Nichtsdestotrotz bemühten sich die Architekten beider Quartiere um Abwechslung und Varianz im Detail – wobei den Spielräumen im Rahmen des standardisierten Bauens und omnipräsenter Sparzwänge hier natürlich Grenzen gesetzt waren. Herbert Stranz, um ein Beispiel herauszugreifen, entwickelte für die 634 Wohnungen seines Bauteils im Märkischen Viertel 21 verschiedene Grundrisstypen. Die Architektenteams der Wohnkomplexe in Marzahn wiederum testeten aus, welche Variationen innerhalb der vorgefertigten WBS 70 umsetzbar waren. Die Bemühungen zeigen sich auch in der skulpturalen Gliederung der Baumassen, die eine gleichförmige Reihung von Zeilen zu vermeiden sucht und stattdessen hofartige Grünräume von landschaftlichen Dimensionen ausbildet. Auf die Gestaltung sozialer Begegnungszonen in den Zentren wurde in beiden Projekten gleichermaßen Wert gelegt (dass hier seinerzeit aktuelle soziologische Erkenntnisse in die Planung einfließen, ist eine Tatsache, die in der Rezeption selten zur Kenntnis genommen wurde). Besonders hervorzuheben ist weiterhin die künstlerische Farb- und Oberflächengestaltung. Im Märkischen Viertel wurde der Künstler Utz Kampmann mit der Entwicklung eines Farbkonzepts betraut, in Marzahn experimentierten



Abb. 4 Blick auf die Marzahner Promenade (Braun 2019, Abb. 145, S. 235)

die Architekten mit Farbpigmenten und Oberflächenveredelungen, soweit dies im Rahmen der industriellen Herstellungsverfahren des Großtafelbaus möglich war. Auch die sorgfältige Komposition der Fassaden, die Architektur der Sonderbauten und die Möblierung der Freiräume (Abb. 3 und 4) zeugen vom Gestaltungswillen der verantwortlichen Planer. In der Zusammenschau werden die zeittypischen Gemeinsamkeiten ganz offensichtlich.

MEHR ARCHITEKTURGESCHICHTE

Hinter der beeindruckend faktenreichen Darstellung, die Braun hier zusammengetragen hat, bleibt die architekturgeschichtliche Einordnung etwas unterbelichtet. Die Perspektive reicht – der Ausgangsthese folgend – bis zu den frühen Berliner Wohnungsbaugenossenschaften zurück und nimmt Bezug auf städtebauliche Debatten des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Dementsprechend sind die Referenzgrößen Industrialisierung, Hygiene, Auflockerung, Funktionstrennung und Verkehrstrennung, kurz gesagt: die großen Themen des modernistischen Städtebaus. Diese Bezugnahme überzeugt grundsätzlich, erscheint aber etwas sehr umfangreich ausgebreitet. Interessanter liest sich die Verortung der beiden Projekte in, wie Braun schreibt, „spätmodernen Urbanitätsdiskursen“ (346ff.). Der Autor weist hier nach, dass die Architekten beider Projekte die Kritik in den frühen 1960er Jahren an der Monotonie, der Monofunktionalität und der mangelnden Dichte moderner Wohnsiedlungen, wie

sie von Jane Jacobs und Kevin Lynch formuliert wurde, zur Kenntnis genommen und aufgegriffen haben. Die starke Verdichtung der Baukörper zum Zentrum hin und die Bildung von „Höfen“ zeugen davon ebenso wie der hohe Wert, der den sozialen Kommunikationszentren beigemessen wurde.

Doch wurde das spätmoderne Konzept der „Komplexität durch Dichte“, das viele Großstrukturen der 1970er Jahre prägte (man denke etwa an das Ihme-Zentrum in Hannover), schnell wieder verworfen. Das Märkische Viertel markiert gewissermaßen einen städtebaulichen Scheidepunkt. Der zu Beginn der 1960er Jahre entworfene Masterplan zeugt vom ungebrochenen Glauben an die Reformierbarkeit des modernen Städtebaus, der im politisch stark unter Druck stehenden West-Berlin programmatisch umgesetzt werden sollte. Ironischerweise waren es genau diese Planungen und ihr als überzogen empfundener Maßstab, an denen sich wenige Jahre später eine noch viel grundsätzlichere Kritik an den Dogmen des modernen Städtebaus Bahn brechen sollte. Wie Braun eingangs darstellt, nahm eine Gruppe junger Architekten und Architekturstudenten die „Berliner Bauwochen“ des Jahres 1968, die eine Art Leistungsschau der West-Berliner Senatsbauverwaltung darstellten, zum Anlass, die „Anti-Bauwochen“ auszurufen und das Märkische Viertel einer vernichtenden Kritik zu unterziehen (vgl. Braun, 16). Noch während der Bauzeit geriet das Projekt extrem in Verruf, schnell wurde das Viertel zum Inbegriff inhumanen Städtebaus.

Vergleichsweise kurz kommen diese städtebaulichen Debatten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts um die Wiedergewinnung der Urbanität durch die Rückbesinnung auf die Geschichte

bzw. auf bestehende städtische Strukturen. Dies ist umso bedauerlicher angesichts der Tatsache, dass es genau diese Konzepte waren, die schlussendlich die negative Rezeption der beiden Großprojekte bestimmten. Dass die Kritik teilweise über das Ziel hinausschoss und dem Märkischen Viertel vielfach auch Unrecht getan wurde, ist unbenommen. Betont werden muss aber, dass seit den ausgehenden 1960er Jahren ein tiefgreifendes Umdenken im Städtebau einsetzte, das einem Paradigmenwechsel gleichkam. Man wandte sich von der Flächensanierung und vom Konzept der letztlich trotz aller Belebungsversuche weitestgehend monofunktionalen Siedlungen ab und entdeckte den Wert historisch „gewachsener“ städtischer Strukturen und innerstädtischer kleinteilig „gemischter“ Quartiere wieder. Als Mitte der 1970er Jahre die Planungen für Marzahn einsetzten, war das Konzept der Großsiedlung eigentlich nicht mehr auf der Höhe der Zeit. Die Wechselwirkungen zwischen den beiden Projekten, die durch die zeitliche Versetztheit entstehen, hätte man durchaus deutlicher herausarbeiten können. Denn die Planungen für Marzahn setzten ja zu einem Zeitpunkt ein, als das Märkische Viertel bereits fertiggestellt war.

STADTREPARATUR STATT NEUBAU

In West-Berlin war, wie schon erwähnt, die Stimmung zu dieser Zeit bereits umgeschlagen. Hardt-Waltherr Hämer hatte mit der vorsichtigen Sanierung von Mietshäusern, etwa in der Puttbusser Straße in Berlin Wedding (1970–74), Prototypen der Blockrevitalisierung realisiert. 1983 wurde Hämers „behutsame Stadterneuerung“ unter Beibehaltung der bestehenden Sozialstruktur und Bausubstanz die offizielle Sanierungsstrategie des Senats. Und 1984–87 fand die Internationale Bauausstellung IBA Berlin statt, die von Hämer und Josef Paul Kleihues geleitet wurde, der unter dem Schlagwort der „kritischen Rekonstruktion“ eine Strategie der Stadtreparatur durch Neubauten innerhalb der vorhandenen Blockstrukturen verfolgte. Großsiedlungen hatten in diesem Gedankenkosmos als städtebauliches Modell ausgedient und galten als „Stadtzerstörer“.

Die postmodernen Debatten um die Wiederentdeckung der urbanen Traditionen wurden international geführt und beschränkten sich keineswegs auf Berlin. Der Wert und die Revitalisierung historischer Altstädte bildeten auch einen Schwerpunkt des Europäischen Denkmalschutzjahres 1975. Ähnliche Gedanken wurden in der DDR aufgegriffen. So wurde seit 1980 in Ostberlin mit dem Nikolaiviertel rund um die denkmalgeschützte Kirche ein innerstädtisches Quartier errichtet, das auf den historischen Stadtgrundriss Bezug nahm. Wie es sein konnte, dass gleichzeitig mit solchen Diskursen eine prominente Großsiedlung entstand, die ganz dem modernistischen Städtebau der Jahrhundertmitte verpflichtet blieb, diese Frage bleibt bei der Lektüre offen.

Doch wiegen die genannten Kritikpunkte in der Gesamtbetrachtung letztlich nicht sehr schwer. Das große Verdienst der vorliegenden Arbeit besteht darin, die beiden wichtigsten Berliner Großsiedlungen, beides Beispiele von internationaler Bedeutung, erstmals in einer Gegenüberstellung architektur- und städtebauhistorisch beschrieben und analysiert zu haben. Die Ausführungen sind angemessen detailreich und doch prägnant – und zudem sorgfältig und aussagekräftig bebildert. Die Darstellung überzeugt dabei besonders durch ihre Ausgewogenheit jenseits der üblichen ideologischen Demarkationslinien. Diese Perspektive macht das Buch zu einem Grundlagenwerk, das man noch lange gewinnbringend konsultieren können.

PD DR. SONJA HNILICA
Technische Universität Dortmund, Fakultät
Architektur und Bauingenieurwesen, Lehr-
stuhl Geschichte und Theorie der Architektur,
August-Schmidt-Str. 6, 44227 Dortmund,
sonja.hnilica@tu-dortmund.de